



Leseprobe

Carl Goodman

Das kalte Licht des Todes

Ein Fall für Detective Eva Harris

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 528

Erscheinungstermin: 22. Februar 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Buch

Am ersten Tag ihres neuen Jobs wird Detective Inspector Eva Harris zum Tatort eines bizarren Verbrechens gerufen. In einer vornehmen und gut gesicherten Wohngegend mitten im idyllischen Surrey wurde eine Frau in ihrem eigenen Haus ermordet. Der Täter hat ihr nicht nur die Augen entfernt, sondern sein Opfer auch vollständig ausbluten lassen. Kein Tropfen blieb in der Leiche zurück, und keine Spur der Täters am Tatort. Evas Vorgesetzte glaubt, dass ein Serienkiller zugeschlagen hat, der bereits Jahre zuvor mehrere Frauen getötet hat und nie gefasst wurde. Doch Eva verfolgt bald noch eine zweite Spur. Und die führt zu einem exzentrischen Künstler und einer alten Kirche ...

Autor

Carl Goodman ist Designer und Medienberater, der für seine Animationsprojekte bereits zweimal mit einem BAFTA Award, dem wichtigsten britischen Filmpreis, ausgezeichnet wurde. Er lebt im englischen Surrey und schreibt bereits am nächsten Thriller mit DI Eva Harris.

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel »20/20«
bei Hera Books, UK

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2023

Copyright © 2020 by Carl Goodman

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH, München

Umschlagfoto: David Lyons / arcangel images; FinePic®, München;

Paul Knight / Trevillion Images

Redaktion: Susanne Bartel

AB · Herstellung: ik

Satz: KCFG – Medienagentur Neuss

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-49279-4

www.goldmann-verlag.de

Es ist nicht so, wie Sie denken.

Die Worte hallten in ihrem Kopf wider, wallten und waberten wie ein Echo in einer Höhle oder wie die letzten Töne einer fast vergessenen Melodie. Sie konnte nur verschwommene Umrisse erkennen, satte Farben und winzige weiße Funken in abgrundtiefer Schwärze. Die Welt schien weit weg zu sein, als komme sie ihr aus dem All immer näher. Nein, nicht näher, dachte Irina, während sie zu verstehen versuchte, was sie fühlte. Es war, als würde sie die Welt auf Nimmerwiedersehen verlassen.

Es ist nicht so, wie Sie denken.

Etwas war kaputtgegangen, irgendetwas in ihrem Verstand. Ihre Gedanken waren zerbrochen und zersplittert, als hätte sie eine Verletzung erlitten, die sie noch nicht begriff. Es war alles gut gewesen, das wusste sie immerhin. Sie erinnerte sich noch, dass sie gedacht hatte, es sei ein ganz normaler Tag, ein fauler Tag. Mischa war mit dem Auto zum Einkaufen gefahren und würde erst in einer Stunde zurück sein, vielleicht auch später. Grigori war früh nach London aufgebrochen, und sie war allein.

Kein Grund zur Eile. Sie würde aufstehen, Kaffee aufsetzen, duschen und sich dann irgendwann anziehen und sehen, was auf Facebook los war. Vielleicht würde sie sich überlegen, was es zum Mittagessen geben sollte, die Mädels

aus dem Club anrufen, sich mit ihnen in einem Café treffen und über Mode reden oder über Tennis oder darüber, wer es mit wem trieb.

Paket für Sie.

Ein Paket? Irina erinnerte sich an das hartnäckige Surren des Telefons, ein Anruf von dem Wachmann am Tor der Wohnanlage. Sie war nach unten getappt, ohne sich die Mühe zu machen, sich etwas überzuziehen, und hatte nackt in der Wärme der Küche gestanden und den Hörer abgenommen. Ein Paket?

Sie müssen unterschreiben.

Sie erinnerte sich nicht, etwas bestellt zu haben. Vielleicht war die Sendung für Grigori, aber der hatte nichts gesagt. War ja auch egal. Eine lästige Störung. Heutzutage wurde anscheinend alles als Paket verschickt. Ein listiges Lächeln. Vielleicht war der Paketbote ja attraktiv. Vielleicht sollte sie ihm nackt die Tür öffnen. Ein schneller Fick, während sie unterschrieb, von dem sie den Mädels dann beim Lunch erzählen konnte. Sie wusste noch, dass sie sich vorgestellt hatte, wie sie gegen die Wand der Veranda gedrückt wurde und die Beine um einen muskulösen jungen Körper schlang, während ihr Hintern an dem frisch lackierten Holz scheuerte. Eine alberne Fantasie. Sie war nicht so schamlos, nicht wie einige der anderen jungen Frauen im Tennisclub. Und außerdem würde sie Grigori selbst in ihren kühnsten Träumen niemals wirklich betrügen.

Ich lasse ihn rein.

Irina war wieder nach oben gegangen und hatte einen Morgenmantel angezogen, knöchellang und aus ziemlich

schwerem Stoff. Sehr anständig, nichts Freizügiges. Nichts, was den muskelbepackten Paketboten aus ihrer Fantasie reizen würde. Wahrscheinlich würde der sich als fetter alter Glatzkopf erweisen, hatte sie gedacht, während sie darauf wartete, dass die Gegensprechanlage erneut surrte. Als das geschah, hatte sie auf den Knopf gedrückt, der das hohe Holztor der Zufahrt zum Haus öffnete.

Danach war alles irgendwie unscharf.

Ich kann mich nicht bewegen.

Alles war hell. Alles war verschwommen. Ihre Gedanken krochen im Schneckentempo. Sie stolperten durch ihren Kopf, und ihr Verstand war unfähig, ihnen zu folgen. Sie fühlte sich schwach. Sie konnte die Arme nicht heben. Ihre Beine konnte sie nicht einmal fühlen. Was zum Teufel passierte mit ihr?

Es ist nicht so, wie Sie denken.

Jemand hatte das gesagt. Aber wer? Sie erinnerte sich, die Tür geöffnet zu haben. Der Fahrer hatte den Lieferwagen vor dem Haus geparkt, auf dem hellen Kies der Zufahrt, die sich innerhalb der hohen Backsteinmauern um eine Rasenfläche bog. Ein weißer Lieferwagen, eine Uniform. Er hatte ein braunes Päckchen in der Hand gehabt. Ein Buch, hatte Irina gedacht. Vielleicht hatte Grigori ja ein Buch bestellt. Der Fahrer war groß und schlank, sein Gesicht konnte sie nicht sehen. Er trug eine Baseballkappe und blickte auf den Boden, als betrachtete er dort etwas ganz genau. In der Hand hatte er so ein Gerät, eins von denen, auf denen man unterschreiben konnte, auch wenn das Gekritzeln nie wie die eigene Unterschrift aussah. Gleich

würde er es ihr reichen, Worte wären nicht notwendig. Dann fiel es Irina wieder ein. Er hatte sich vorgebeugt und ihr das Ding gegen die Brust gerammt.

Schmerzen. Wie sie es noch nie erlebt hatte. Sie dachte, sie hätte einen Herzinfarkt. Sie wusste noch, dass er über ihr gestanden hatte, am Kragen ihres Morgenmantels gezogen und den Mantel geöffnet hatte.

Es ist nicht so, wie Sie denken.

Das hatte er zu ihr gesagt, als sie auf dem Boden lag und sich bemühte, nicht zu sterben. Und dann nichts weiter, bis jetzt.

Wo war sie?

Sie war immer noch in ihrem Haus. Auch wenn alles um sie herum verschwommen war, konnte sie doch vertraute Umrisse draußen vor dem Fenster ausmachen. Das Grün englischer Eichen, das Blau eines wolkenlosen Septemberhimmels. Eine solche Schwäche in ihren Gliedern und ihrem Kopf.

Wo war sie?

Im Esszimmer. Das erkannte sie jetzt an dem Fenster. Sie saß aufrecht. Auf einem Stuhl, vom Tisch abgewandt. Es gelang ihr, nach unten zu schauen. Sie versuchte zu schreien, hatte aber nicht die Kraft dazu.

Er hatte sie ausgezogen. Sie war nackt, Handgelenke und Fußknöchel an den Stuhl gefesselt. Den Kopf konnte sie nicht bewegen. Irgendetwas steckte in ihrem Hals. Es verursachte einen dumpfen Schmerz, und ganz gleich, wie sehr sie sich anstrengte, sie konnte ihren Kopf nicht dazu zwingen, sich zu bewegen. Panik überkam sie, ein jäher

Adrenalinschub. Angst, Angst davor, was er ihr antun würde, was er tun würde, wenn er mit ihr fertig war. Sie zerrte an den Fesseln, doch sie konnte die Hände nicht bewegen.

Ein Schatten, der sich im Raum regte.

Er war noch da. Natürlich war er noch da. Sie versuchte, sich zu wappnen. Was würde zuerst kommen? Würde er sich zwischen ihre Beine drängen oder in ihren Mund? Was würde er ihr antun?

Es ist nicht so, wie Sie denken.

Das hatte sie ihn sagen hören, sie war sich ganz sicher. Der Schatten kam näher. Jetzt stand er über ihr, ein dunkler Schemen, der ihr die Sicht nahm. Aus weiter Ferne fühlte sie seine Hand an ihrem Kopf, ein sanfter Druck an ihrer Wange, fest, aber nicht grob. Etwas auf ihrem Gesicht, feucht, das Rieseln von Flüssigkeit. Dann ganz unerwartet Licht.

Licht von oben, aus einem seltsamen Winkel. Es ergab keinen Sinn. Das immer heller werdende Licht, die Schwäche in ihrem Kopf und ihren Gliedern, der Druck in ihrem Gesicht, das nasse Gefühl, nichts davon ergab einen Sinn. Und dann doch. Dann begriff sie, was er tat, und sie versuchte abermals zu schreien.

Ein Silberschimmern, das über die spitz zulaufende Schneide aus Chirurgenstahl glitt. Die gerundete Klinge eines Skalpells, in der sich ein makelloser Septemberhimmel spiegelte, als er es behutsam, beinahe zärtlich auf sie zubewegte.

EIN ANDALUSISCHER HUND

1. Kapitel

Merkwürdiges Wetter.

Heiß und kalt zugleich, dachte Eva Harris, während sie die Tür des Zivilfahrzeugs zuknallte und auf ein blau-weißes Absperrband zuging, das in der frischen Morgenbrise flatterte. In den Nachrichten sagten sie dazu Altweibersommer, doch dieser Name wurde dem bizarren Widerspruch aus kaltem Nordwind und schwülem Sonnenschein, der von einem grellblauen Septemberhimmel herabströmte, nicht gerecht.

Kühle Windböen scheuchten trockene Blätter zu Wirbeln auf, die um sie herum flogen wie krallenbewehrte Gespenster. Heiß und kalt zugleich, dachte Eva erneut. Die Worte kamen ihr vor wie eine Metapher für irgendetwas, obgleich sie im Moment nicht erkennen konnte, wofür. Sie zog ihren Mantel fester um sich und schlug den Kragen gegen den Wind hoch, obwohl die noch tief stehende Sonne ihr bereits den Rücken wärmte. Mit raschen Schritten ging sie auf den Polizisten zu, der hinter dem Absperrband wartete und ihr entgegenblickte.

Ihr war klar, dass sie auffiel. Eva, eine recht hochgewachsene Frau mit kurzem blondem Haar und dem Körper einer Tänzerin, betrachtete die Welt mit Argwohn. Sie starrte sie aus hellgrünen Augen an, sah unter gewölbten dunklen Brauen hervor, die ein schmales ovales Gesicht

mit hohen, fast schon slawisch anmutenden Wangenknochen in ein Oben und Unten teilten. Ihre Haut war blass und makellos. Ihr Haar war zu stufigen Stacheln geschnitten, kaum einen Zentimeter lang, die die Eleganz ihrer Schädelform unterstrichen. Eva war durchaus imstande, in den Spiegel zu schauen und zu wissen, dass sie umwerfend aussah, doch sie hatte sich selbst davon überzeugt, dass ihr straffer und sehniger Körper die Konsequenz von Sport und Notwendigkeit war, nicht von Affektiertheit. Ihre Hände waren lang und schlank, ihre Fingerknöchel jedoch, besonders die der ersten und zweiten Gelenke, hart und schwielig. Eine Folge des stundenlangen Eindreschens auf Sandsäcke oder Punchingballs. Ihre Miene spiegelte ausnahmslos das Misstrauen wider, mit dem sie dem Leben begegnete. Sie wirkte vorsichtig, berechnend und erfahrener, als es von jemandem in ihrem Alter zu erwarten gewesen wäre. *Mein Gott*, dachte Eva, als sie an die Absperrung trat, *ich sollte gar nicht hier sein.*

Doch als sie vor dem Band stehen blieb, blickte der Constable mit ernstem Gesicht auf sie herab und hob es für sie an. Ohne Schuhe war Eva eins achtundsiebzig groß, der drahtige Polizist jedoch maß bestimmt über eins fünfundachtzig. Keine Spur des Gedankens, der ihm mit Sicherheit durch den Kopf ging, zeigte sich auf seinem Gesicht. Sie war gelinde beeindruckt. Nichts an ihm sagte: *Die ist aber ganz schön jung für einen DI.*

Eva duckte sich unter dem Absperrband hindurch und blieb neben ihm stehen. »Wer beaufsichtigt den Tatort?«

»Sergeant Moresby«, antwortete der Constable. »Er ist

gerade auf der anderen Seite vom Haus. Sie können ihn nicht verfehlen.«

Es war das zweite Mal heute Morgen, dass sie diesen Namen hörte. Eva wusste nicht, was er damit meinte, dass sie ihn nicht verfehlen könne, doch sie nickte und machte sich auf den Weg ums Haus herum. Ein kleiner Sieg, dachte sie, einer, den sie im Stillen für sich verbuchte. Wenigstens hatte sie ihn nicht gefragt: *Wer ist hier zuständig?* Die Antwort des Constable hätte nur lauten können: *Sie*.

Ich bin zuständig. Insgeheim machte dieser Gedanke ihr eine Heidenangst. Der erste Tag eines frischgebackenen Detective Inspector in einer neuen Dienststelle, und hier war sie an einem Tatort, und zwar an einem analogen Tatort. Dies war nicht etwa ein Cyberverbrechen. Eigentlich hatte Eva damit gerechnet, dass sie ihre erste Stelle als DI in der Stadt antreten würde, wo sie sich mit digitaler Forensik befassen und komplexe Betrugsfälle lösen würde. Dafür war sie ausgebildet, auf diesem Feld brillierte sie.

Ganz schön jung für einen DI. Nun ja, mit siebenundzwanzig mochte das vielleicht stimmen, jedenfalls in allen anderen Bereichen außer dem der Cyberkriminalität, und genau auf diesem Gebiet hätte Eva Harris sich gern hervorgetan. Sie hatte sich als Leiterin eines Teams aus intelligenten und sogar noch jüngeren Analysten gesehen, die alle an Schreibtischen hinter Bildschirmen saßen, alle eine Arm-länge von der wirklichen Welt entfernt. Eva, Informatikerin mit einer Leidenschaft für Komplexität und mit einem ebenfalls komplexen persönlichen Hintergrund, war mehr als bereit für digitale Ermittlungen und für das Entwirren

der Windungen von Darknets und Dark Webs. Das war ihre Absicht gewesen, die geplante Flugbahn ihrer jungen Karriere, doch jemand anderes hatte andere Pläne mit Eva Harris. Jemand wollte sie hier haben, an diesem spezifischen Ort, und zwar aus komplexen persönlichen Gründen. Sie wusste genau, warum. Es kotzte sie an, doch sie verstand die gnadenlose Logik dahinter und wusste, dass es keinen Sinn hatte, sich dagegen zu wehren. Ob es ihr nun gefiel oder nicht, sie war hier, jetzt, und sie hatte eine Aufgabe zu erledigen. *Friss oder stirb*, dachte Eva, während sie den Rücken durchstreckte und sich zwang, das Gefühl der Enttäuschung tief in ihrem Innern zu begraben. Und trotzdem belastete es sie. Sie war noch nicht einmal auf dem Revier gewesen.

Heute Morgen um sechs unter der Dusche hatte sie das Telefon gehört, als das dampfende Wasser sie gerade richtig wach gemacht hatte. Der Officer aus der Zentrale hatte sich entschuldigt. Detective Chief Inspector Sutton werde es erst später schaffen, sagte er; ob es DI Harris etwas ausmachen würde, ihren Dienstwagen abzuholen, bevor sie aufs Revier kam?

Das an sich schien kein großes Problem zu sein, auch wenn Eva die Vorstellung bei ihrem neuen Team hatte hinter sich bringen wollen. Wieder hatte sich das belastende Gefühl, in eine Situation hineingeworfen worden zu sein, über die sie keine Kontrolle hatte. Es überraschte sie nicht, dass Sutton da sein wollte, wenn sie auf dem Revier eintraf, und wenn auch nur, um sie vorzustellen und den Erwartungshorizont zu skizzieren. Eva hatte zugestimmt und war

mit einem Taxi zu dem Autohaus in der Portsmouth Road gefahren, von dem die Polizei der Grafschaft Fahrzeuge für Zivilbeamte leaste. Der Wagen schien gut in Schuss zu sein, dunkelblau und noch ziemlich neu. Sie wollte gerade losfahren, als ihr Handy abermals klingelte. Wieder die Zentrale, diesmal jedoch war es dringend. Könnte DI Harris wohl auf kürzestem Weg zu einem gemeldeten Vorfall fahren, bitte? Sergeant Moresby sei bereits vor Ort. *Vielleicht ist es ja eine Routinesache*, hatte sie gedacht, während sie dem Navi die Adresse diktierte, die ihr der Officer von der Zentrale genannt hatte, doch das kurze Gespräch, das dann folgte, hatte diese Hoffnung rasch zunichtegemacht.

Eva blieb kurz auf dem Rasen des Vorgartens stehen und versuchte, so viel wie möglich in sich aufzunehmen. Das Haus war riesig. Es musste ein Vermögen wert sein, denn es stand in einer exklusiven Villenanlage im Speckgürtel von Surrey, ungefähr dreißig Kilometer vom Stadtzentrum Londons entfernt. Eine rasche Handyrecherche ergab, dass St Jude's Hill über viertausend Quadratkilometer groß war, auf dieser Fläche aber nur vierhundert Häuser standen, alle durch alte Bäume und getrimmte Hecken voneinander abgeschirmt und durch schmale, gewundene Straßen miteinander verbunden. Die Zentrale hatte ihr nicht allzu viele Details genannt, nur dass der Vorfall als Mord klassifiziert wurde. Das hätte Sergeant Moresby gesagt.

Als sie um die Hausecke bog, wurde ihr klar, was der Constable gemeint hatte. Sergeant Will Moresby, wahrscheinlich fünfzehn Jahre älter als sie, stand neben dem Haus wie ein Gorilla. Wie ein Silberrücken, der über sein

Revier wachte. Nicht ganz so groß wie der Constable, aber fast doppelt so schwer, mit dichtem schwarzem Haar und dicken Augenbrauen, die ohne den Einsatz eines Rasierers in der Mitte zusammengewachsen wären. *Der wiegt bestimmt mindestens zweieinhalb Zentner*, dachte Eva und starrte ihn an. Nicht viel davon sah aus wie Fett.

Moresby bemerkte sie sofort und kam herübergestapft. »Guten Morgen«, knurrte er. »Tut mir leid, dass ich Sie gleich am ersten Tag hier rauszerre. Ich würde Sie ja gerne in Surrey willkommen heißen, aber ich fürchte, Surrey zeigt sich heute Morgen nicht gerade von seiner allerbesten Seite.«

Er sah wirklich aus wie ein Gorilla, dachte Eva im Stillen, während sie nach etwas suchte, was sie sagen könnte. Die Uniform spannte über seinen Muskeln. Riesige Hände baumelten am Ende seiner Arme, und beim Gehen beugte er sich ein ganz klein wenig nach vorn. Sie konnte sich vorstellen, wie er seine Wut auf irgendein unseliges Objekt seines Verdrusses herausbrüllte, wahrscheinlich kurz bevor er dem oder der Betreffenden sämtliche Gliedmaßen ausrenkte. Trotzdem, stellte sie fest, als sie den Mut aufbrachte, seinem Blick zu begegnen, seine dunkelbraunen Augen waren nicht unfreundlich. Aus irgendeinem anderen Grund als durch seine schiere Masse machte er augenblicklich Eindruck auf sie. *Kein rachsüchtiger Mensch*, dachte sie. *Was man sieht, ist wahrscheinlich das, was man bekommt.*

»Viel habe ich von der Zentrale nicht erfahren«, sagte sie nach kurzem Zögern. »Ist die Leiche im Haus?«

»Ja«, antwortete er. »Wir können sofort reingehen, wenn

Sie möchten, aber die Kollegen von der Spurensicherung haben gesagt, sie hätten gern noch ein bisschen Zeit, um sicher zu sein, dass sie auch alles auf die Reihe bekommen haben.« Er hielt kurz inne. »Wenn's was hilft, könnte ich Ihnen ein bisschen was über den Laden hier erzählen, während die da drin alles klarmachen?«

Ein entscheidender Moment, das spürte sie sofort. Wer würde sie sein? Die arrogante, dominante DI-Zicke, die auf Chefin machte und erwartete, dass alle nach ihrer Pfeife tanzten, oder eine intuitive Polizeibeamtin, die zuhörte und tatsächlich zur Kenntnis nahm, was andere dachten? Wenn sie es aus dieser Perspektive betrachtete, schien die Antwort eindeutig zu sein.

»Okay, Sergeant«, sagte Eva. »Dann führen Sie mich doch mal ein bisschen herum.«

Moresby führte sie zum Ende des Grundstücks, auf einen grasbewachsenen Hügel, der sanft zur Gartenmauer hin abfiel, die hier aus alten Ziegelsteinen bestand und größtenteils von Rhododendron- und Lorbeerbüschen verborgen wurde. Durch eine schmale Lücke in dem üppigen Blattwerk konnte Eva fast bis zur Straße dahinter sehen. Der Anblick irritierte sie; sie wusste nicht, wieso. Vielleicht waren es die dunklen, schweren Büsche oder die Bäume, deren zackige, überhängende Äste eine Art Käfig vor dem Himmel bildeten. Es kam ihr vor, als hinge eine unnatürliche Düsternis über der Gegend mit den schmalen Straßen. Ein Ort, wo gelogen wurde, dachte Eva, wo Geheimnisse bewahrt und begraben wurden. Überall um sie herum zitterten und raschelten herabfallende Blätter in der Brise. Als sie ver-

suchte, das Gefühl düsterer Vorahnung zu ignorieren, sagte etwas im finstersten Winkel ihres Verstandes: *Tu's nicht*.

»Ich glaube, die haben hier in den Zwanzigern angefangen zu bauen«, sagte Moresby, während er den Zweig eines Busches zur Seite bog, um das Sichtfenster etwas zu verbreitern.

Jetzt konnte Eva durch die Lücke zumindest noch die Dächer einiger nahe gelegener Häuser ausmachen. Es dauerte einen Moment, bis sie begriff, warum er ihr diese Aussicht zeigte. Die Abgeschlossenheit überraschte sie. Hier im Herzen der wohlhabenden Home Counties nahe London hatte dergleichen bestimmt seinen beträchtlichen Preis.

»Das hier ist eine der teuersten Wohnanlagen im ganzen Land«, fuhr Moresby fort. »Passiert nicht oft, dass Immobilien hier für unter zehn Millionen Pfund auf den Markt kommen. Früher war's mal ein beliebter Treff für alternde Rockstars und Hedgefonds-Manager, aber im Laufe der Jahre haben sich reiche Ausländer die meisten Häuser unter den Nagel gerissen.« Seine XXL-Gesichtszüge knautschten sich zu einem Stirnrunzeln zusammen. »Das kann manchmal ein Problem sein.«

»Wieso?«

»Es macht sie zu Zielscheiben. Wenn viele reiche Ausländer dicht beieinanderwohnen, können Gangs manchmal der Versuchung nicht widerstehen. Und nicht nur Gangs. Hier hat's auch schon politische Intrigen gegeben.« Er ließ den Zweig zurückschnellen. »Es heißt, inzwischen gehört ein Drittel der Häuser hier Russen.«

»Machen die Ärger?«

»Die Russen?« Ein Achselzucken. »Kaum. Oh, ab und an läuft mal eine Party aus dem Ruder, aber nichts, worüber man in Wallung geraten würde. Wir hatten allerdings auch schon ein paar üble Einbrüche. Vor ein paar Jahren hat eine Gang eine Familie festgehalten und die Frau gefoltert. Sie haben ihr kochendes Wasser über den Rücken gegossen, bis der Ehemann den Code für den Schmucksafe rausgerückt hat. Ist schwer, so was zu verhindern. Hier gibt es 'n Security-Mann am Tor, aber Fort Knox sieht anders aus. Der Reiz der Anlage besteht zum Teil darin, dass es hier immer noch verhältnismäßig sicher ist, trotz einiger aufsehenerregender Vorfälle. Ist 'ne reiche Gegend. Auf der einen Seite haben Sie Esher, auf der anderen Weybridge, und Cobham ist gleich die Straße runter. Wenn hier Aston Martins und Maseratis vorm Supermarkt halten, zuckt keiner mit der Wimper.«

»Und was ist dann das Problem?«

Moresby stopfte einen Moment lang die Hände in die Taschen seiner Uniform und sah aus, als versuchte er, ihr durch seine Körperhaltung etwas mitzuteilen. »Einfach nur der Umgang mit denen«, sagte er nach kurzem Zögern. »Hier ist es anders als irgendwo sonst im UK. Das Ganze ist mehr eine Offshore-Steueroase als eine private Wohnanlage. Jeder hier ist so reich wie Krösus, hat Anwälte für alles und jedes und kann nach Belieben raus aus dem Land und wieder rein. Ich rechne immer schon halb damit, dass meine Jungs ihre Pässe vorzeigen müssen, wenn sie hier reinwollen. Erwarten Sie nicht, dass die sich so benehmen

wie wir gemeine Sterbliche. Selbstherrlich reicht als Beschreibung vorn und hinten nicht aus.«

Eva war dankbar für die Warnung. »Ich verstehe«, sagte sie. »Danke für die Info. Trotzdem haben wir einen Mord.«

»Richtig«, bestätigte Moresby und runzelte nicht mehr nur die Stirn, sondern machte zusätzlich noch ein ausgesprochen finsternes Gesicht. »Und zwar keinen schönen. Ein weiteres Problem ist«, setzte er hinzu, während er ihr voran zum Haus zurückging, »ich glaube, mit diesem Arschloch hatten wir schon mal zu tun.«

Ein mit weißem Plastik abgedecktes Zimmer.

Moresby trat als Erster ins Haus, vorbei an dem Constable, der an der Haustür Wache stand. »Die Leiterin der Spurensicherung heißt Judy Wren«, ließ er sie über die Schulter hinweg wissen. Dann senkte er die Stimme. »Hat bestimmt inzwischen jedes Staubkorn markiert.«

Das war ein Kompliment, entschied Eva. Wenn sie recht darüber nachdachte, fiel auf, wie schnell der Einsatz am Tatort organisiert worden war. Als sie hier angekommen war, hatten Tatortermittler bereits das Grundstück durchkämmt und aufmerksame Constables den abgesperrten Bereich überwacht. Außerdem war die Zentrale umfassend informiert worden, auch wenn die Kollegen ihr nicht viel hatten erzählen können. Das alles war Moresbys Werk, wurde ihr klar. Er war professionell, ohne überheblich zu sein; das gefiel ihr, stellte sie fest. Doch was als Nächstes kam, gefiel Eva überhaupt nicht.

In dem Zimmer stank es nach Tod. Der Geruch, der ihr

beim Eintreten entgegenwallte, war der von Leichen, aus denen sämtliche verbliebenen Flüssigkeiten ausgetreten waren. Sie fuhr ein wenig zurück, als ihr der ätzende Gestank die Tränen in die Augen trieb. Als sie dessen Ursprung erblickte, hätte sie beinahe gewürgt.

Großer Gott. Sie erkannte, dass es eine Frau war, weil der Leichnam nackt an einen Stuhl gefesselt war. Kabelbinder waren um ihre Handgelenke und Knöchel geschnürt. Schlaff herabhängender Unterkiefer, nach hinten gekippter Kopf. Falsch, dachte Eva und zwang sich, genau hinzuschauen. Der Kopf war mit einem Nylongurt in dieser Haltung fixiert worden, der um die Stirn gelegt und dann hinter ihr festgemacht worden war. Weiße Haut, unnatürlich weiß, fast schon mumifiziert, so schien es jedenfalls. Der Stuhl stand in einer Lache, die der Leichnam selbst erzeugt hatte. Urin und Fäkalien hatten sich vermengt und waren als Brei die Beine der Toten hinuntergelaufen und in den dunkelbraunen Teppich gesickert. Doch das war es nicht, was Eva am meisten zu schaffen machte. Es war nicht der Zustand ihrer Haut oder das Miasma des Todes, das sie traf wie eine Ohrfeige. Es waren die Augen. Leere Höhlen dort, wo sie hätten sein sollen. Zwei klaffende Öffnungen vorn im Schädel. Jemand hatte sowohl die Ober- als auch die Unterlider abgetrennt und die Augäpfel herausgeschnitten.

»Irgendjemand hat gesagt, heute ist Ihr erster Tag?« Eine durch einen Mundschutz gedämpfte Stimme. »Möglicherweise nicht gerade der Einstand, den Sie sich erhofft haben.«

Judy Wren, vermutete Eva. Eine drahtige Frau, nach den

Fältchen um ihre Augen herum zu urteilen, etwa Mitte fünfzig. Mit einer kleinen Taschenlampe in der Hand stand sie über dem Leichnam und leuchtete in die leeren Augenhöhlen.

»Gefrühstück habe ich nicht, falls Sie das meinen«, sagte Eva und trat vorsichtig auf die Tote zu.

»Ist wahrscheinlich besser so«, erwiderte Wren. Dann richtete sie sich auf. »Darf ich vorstellen? Irina Stepanow, dreiundvierzig Jahre alt und Herrin des Hauses. Wurde heute Morgen um kurz nach halb zehn von ihrer Haushälterin gefunden, als die vom wöchentlichen Einkauf zurückkam. Die steht zurzeit unter Beruhigungsmitteln«, fügte sie hinzu.

»Das wundert mich nicht.« Eingehend betrachtete Eva die Leiche. Irgendetwas daran, diese unnatürliche Blässe, verstand sie nicht. »Was in Gottes Namen ist mit ihr passiert?«

»Ich bin gerade dabei, das festzustellen«, antwortete Wren. Sie nahm ein Skalpell von einem Tablett mit mehreren Instrumenten auf einem Klapp Tisch. »Swan and Morton, unsteril, Zehnerklinge«, sprach sie halblaut in ein winziges Mikrofon, das an ihren Kunststoffoverall geklippt war. »Mache einen zwanzig Zentimeter langen Schnitt an der Innenseite des linken Unterarms.« Noch ehe Eva wegschauen konnte, hatte Wren den noch immer an den Stuhl gefesselten Arm gedreht und die Klinge angesetzt. Dann stieß sie das Skalpell ins Fleisch und zog es gleichmäßig abwärts, setzte einen langen Schnitt. Die Haut des Arms teilte sich.

Eva sah Muskeln und Sehnen, als die Wunde aufklaffte, sogar Blutgefäße, als Wrens Skalpell sie durchtrennte. Was sie nicht sehen konnte, war auch nur ein Tropfen Blut.

»Damit ist bewiesen«, sagte Wren in ihr Mikrofon, »das Opfer ist exsanguiert worden.«

Es dauerte einen Moment, bis die Worte zu Eva durchgedrungen waren. »Ich bin etwas später dazugestoßen«, sagte sie zu Wren. »Können Sie mir bitte sagen, was Sie bis jetzt gefunden haben?«

Wren trat von dem Leichnam weg und zog ihren Mundschutz herunter. »Selbstverständlich«, antwortete sie. »Aber hätten Sie etwas dagegen, wenn wir rausgehen? Ich brauche ein bisschen Luft.«

Nein, Eva hatte überhaupt nichts dagegen. Ihr ging es genauso. Gleich hinter der Haustür blieben sie auf der Veranda stehen, die sie vor der Septembersonne und dem Nordwind schützte. Wren zog die Kapuze ihres Schutzanzugs herunter und enthüllte einen wirren eisgrauen Haarschopf. »Ich werde jetzt nicht behaupten, das Ganze wäre nicht bizarr«, sagte sie. »Das ist es nämlich. Das mit den Augen haben Sie ja gesehen. Sie wurde nackt an einen Stuhl gefesselt, und irgendjemand – und zwar jemand, der über entsprechende Fähigkeiten verfügt, würde ich sagen – hat ihr sorgfältig die Augenlider abgeschnitten und dann die Augen entfernt. Aber bevor er das getan hat, hat er beschlossen, sie ausbluten zu lassen. Und ich vermute, bevor er *das* getan hat«, betonte Wren, »hat er sie sediert. Und dass er sie wiederum *davor* auch noch betäubt hat.«

Eva blinzelte. »Also kein impulsiver Mord.«

Wren lachte bellend auf. »Auf gar keinen Fall. Noch kann ich das nicht bestätigen, aber ich glaube, das Opfer könnte mit einer Elektroimpulswaffe außer Gefecht gesetzt worden sein, einem Taser. Und zwar einer mit Elektroden, nicht einer, der Nadeln an Drähten verschießt. An ihrem Sternum sind Spuren«, Wren deutete auf ihr eigenes Brustbein, »die dazu passen könnten. Schlaffe Muskulatur deutet auf ein nicht-topisches Sedativ hin; das Mittel dürfte gespritzt worden sein. Und hier wird's interessant.« Eva wartete, während die Forensikerin ihre Gedanken ordnete. »Ich konnte nur eine Einstichstelle finden, und die ist am Hals.«

Jetzt war sie es, die wartete, während Eva die Informationen verarbeitete. Wrens Miene verriet nichts. Ein Test also, vermutete Eva, aber keine Prüfung. Wren wollte sehen, ob Eva aufgrund der Informationen, die sie ihr gegeben hatte, zu demselben Schluss kam, der in ihrem Kopf bereits Gestalt angenommen hatte. Ein Puzzle, wenngleich nur ein kleines. Eine mentale Übung, in der Eva nach ihrer grausigen ersten Begegnung mit Irina Stepanow ganz kurz Trost finden konnte.

»Ausbluten«, sagte sie nach einem Moment des Nachdenkens, »heißt, dem Körper das gesamte Blut entziehen, stimmt's? Normalerweise wird dieser Begriff mit Verbluten gleichgesetzt. Dafür muss das Blut ja irgendwo rauskommen, aber ich habe keine klaffenden Wunden an dem Opfer gesehen, außer der, die Sie ihm gerade zugefügt haben.« Sie ließ sich die Fakten noch ein wenig durch den Kopf gehen, bis sich die Puzzleteile zu einem logischen Bild zusammensetzten. »O Scheiße.«

»Genau.« Wren schnitt eine Grimasse, machte endlich ihren Gefühlen Luft. »Das ist so verdammt kaltherzig, nicht wahr?«

»Ich nehme mal an, es gibt keinerlei Hinweise auf sexuellen Missbrauch, obwohl sie splitternackt an den Stuhl gebunden ist?«

Wren schüttelte den Kopf.

»Aber eine Einstichstelle am Hals. Also hat der Mörder was getan? Eine Art Venenkatheter benutzt?«

»Darauf würde ich tippen. Eine Kanüle in der Halsschlagader, mit einem Schlauch dran, um das Blut abzulasen. Bedenken Sie, dass rund um das Opfer kein Blut zu sehen war; es wurde also beseitigt, ebenfalls mit großer Sorgfalt.«

Eva wandte sich ab und fing an, auf und ab zu gehen. »Und keinerlei Einstichstelle, wo das Sedativ verabreicht worden ist? Das heißt, er hat es wahrscheinlich an derselben Stelle injiziert. Was wiederum darauf hindeutet, dass der Mörder aus irgendeinem Grund verheimlichen wollte, um was für ein Sedativ es sich gehandelt hat?«

»Er hat das Blut beseitigt und versucht, die Einstichstelle zu verbergen. Das ist eine Arbeitshypothese. Falls im Körper noch Rückstände des Sedativs vorhanden sind, sind die längst vom interstitiellen Bindegewebe absorbiert und durch Autolyse kontaminiert worden. Sobald Zellen nicht mehr mit Sauerstoff versorgt werden, nimmt ihre Azidität zu. Das betrifft sämtliche injizierten körperfremden Substanzen, die noch im Gewebe sind, sodass sie wahrscheinlich nicht mehr zu identifizieren wären. Außerdem ist es

ziemlich schwer, alles Blut aus einem Leichnam rauszukriegen. In diesem Fall hätte der hydrostatische Druck durch den weit oben gelegten Katheter allerdings dabei geholfen. So kann man auch ein Aquarium mit einem dünnen Schlauch entleeren: Solange eine Druckdifferenz besteht, läuft das Wasser weiter ab.«

Eva machte ein finsternes Gesicht. »Einen Körper ausbluten zu lassen ist nun doch etwas anderes, als ein Aquarium zu entleeren.«

»Ist ja nur eine Analogie«, entgegnete Wren. »Aber ich weiß nicht, wieso verheimlicht werden sollte, was für ein Sedativ benutzt wurde. Keine Ahnung, was einem das bringt.«

Eva schloss kurz die Augen. »Im Moment müssen wir den Grund nicht kennen. Wir müssen nur wissen, wie der Täter vorgegangen ist. Im Körper eines Menschen sind ungefähr viereinhalb Liter Blut. Was macht man mit viereinhalb Litern Blut?«

»Also, in den Abguss kippt man die nicht, es sei denn, man hat's eilig. Da kann zu viel nachzuweisen sein, im U-Rohr oder im Überlauf. Wenn man wirklich etwas verbergen will, ist das zu riskant. Man könnte es in der Toilette runterspülen, aber dann wäre da trotzdem noch die Frage, was man mit dem Behälter macht.«

»Ausspülen?«

»Sehen Sie hier irgendwo einen Behälter?«

Da war etwas dran. Wieder dachte Eva über das Problem nach. »Hat er's mitgenommen?«

Wren strich sich skeptisch mit einem Finger übers Kinn.

»Außer um irgendwas zu verbergen, was sich im Blut befand, fällt mir nichts ein, was dafürspricht, das Blut abzulassen. Ich meine, es hat doch keinerlei Wert, oder? Wenn man etwas mit der DNA anstellen will, braucht man nur eine kleine Blutprobe und nicht viereinhalb Liter. Es gibt nichts, weswegen es sich lohnen würde, einen Eimer voll stinknormalem O-Rhesus-positiv-Blut zu behalten. Die Blutgruppe weiß ich von ihrem Hausarzt«, setzte sie hinzu, als sie Evas hochgezogene Braue sah.

»Die Augen hat er wahrscheinlich mitgenommen. Warum also nicht auch das Blut?«

Wren schien zufrieden damit zu sein, die Rolle des *Advocatus Diaboli* zu spielen. »Na ja, Augen sind Organe, sie sind einzigartig. Ein Paar Augen könnte man in der Manteltasche verstecken. Vielleicht hat er ja einen Grund, sie mitzunehmen; als Trophäe oder so. Aber Blut ist doch einfach nur Blut. Und wie erklärt man, dass man viereinhalb Liter schwappende rote Flüssigkeit mit sich herumschleppt, falls jemand fragt? Das behindert einen doch nur. Alles andere an dieser Tat ist genau durchdacht worden. Wieso sich also damit belasten, das Zeug durch die Gegend zu karren, wenn's nah am Tatort ein Dutzend Stellen geben muss, wo man es entsorgen kann?«

Die Logik der Theorie war nicht von der Hand zu weisen, dachte Eva, und nur schwer zu widerlegen. Sie musste die Tatsache ignorieren, dass sie ihrer eigenen Ansicht nach gar nicht hier sein sollte. Was wusste sie, was sie nutzen konnte? Hierfür brauchte sie Ockhams Rasiermesser, beschloss sie nach kurzem Überlegen. Auch *lex parsimoniae*

oder das Sparsamkeitsprinzip genannt. Wenn man sich die verschiedenen für ein Problem infrage kommenden Lösungen ansah, wählte man die einfachste, die am wenigsten Hypothesen enthielt.

»Der Behälter«, sagte sie zu Wren. »Der, in dem er das Blut aufgefangen hat. Der ist noch hier. Er muss noch hier sein. Wir haben bloß noch nicht nach ihm gesucht.«

2. Kapitel

Eva suchte das Gelände ab, bis sie Moresby fand, der weiter seine Runden drehte. Der wuchtige Sergeant unterhielt sich hinter dem Haus mit einem seiner Constables, doch beide verstummten und wandten sich zu ihr um, als sie näher kam.

»Darf ich Sie kurz unterbrechen? Ich habe gerade mit Wren gesprochen, und wir glauben, es gibt da etwas Spezifisches, wonach wir suchen sollten.« Moresby nickte, nur eine winzige Geste, aber eine, die ihr signalisierte, dass sie alles bekommen würde, was sie brauchte. »Dem Opfer ist das Blut abgezapft worden, durch einen Schlauch am Hals. Die Frage ist: Wo ist es geblieben? Im Zimmer sind keinerlei Blutspuren, und nichts weist darauf hin, dass es innerhalb des Hauses entsorgt wurde, jedenfalls bis jetzt. Wir suchen nach einem Behältnis, das vier bis fünf Liter fassen kann.«

Moresby drehte sich langsam zurück und sah den Constable an, der neben ihm stand und dessen Augen plötzlich schmal geworden waren. »Kommt Ihnen daran irgendwas bekannt vor?«

»Ein bisschen schon, Sarge«, antwortete der Mann, dessen Blick beim Sprechen zwischen Eva und Moresby hin- und herwanderte. »Als sie das erste Mal übers Gelände sind, haben die von der Spurensicherung ein paar Sachen

gefunden, die nirgendwo richtig hinzupassen schienen, sie aber nicht für Beweismaterial gehalten. Vielleicht ist das, was Sie suchen, ja dabei.«

Moresby nickte. »Zumindest sollten wir uns das Zeug noch mal ansehen. Wenn, dann ist es in dem Teil vom Garten, den wir zuerst abgesucht haben.«

Er ging ihnen um die Hausecke herum voraus und hielt auf eine Terrasse zu, wo sich Kletterrosen an altersschwachen hölzernen Gittern emporwanden.

Im Gehen stellte Eva ihm Fragen. »Wie war das vorhin gemeint, als Sie gesagt haben, Sie glauben, Sie haben mit diesem Täter schon einmal zu tun gehabt?«

Moresby verzog das Gesicht. Seine Miene drückte Schmerz aus. »Ist jetzt ungefähr vier Jahre her, da hatten wir eine Mordserie mit ein paar ziemlich brutalen Verstümmelungen. Drei Frauen, alle ermordet und zerschnitten. Die Einzelheiten sind verständlicherweise zurückgehalten worden. Den Mörder haben wir nie gefasst.«

»Und er hat einfach aufgehört?«

Moresby zuckte die Schultern. »Ja. Na ja, jedenfalls haben wir ihn nie gekriegt. Wie gesagt, die Verstümmelungen waren auffällig, vor allem an den Augen. Irgendein Schlaumeier hat gesagt, das wäre wie in so einem französischen Schwarz-Weiß-Film aus den Zwanzigern.«

Aus irgendeinem Grund, den Eva nicht sofort verstand, löste dieser letzte Satz etwas in ihrem Innern aus. Dann begriff sie. Eine Erinnerung aus ihrer Studienzeit tauchte plötzlich ungebeten auf und mit ihr ein Titel.

»*Un Chien Andalou?*«, fragte sie Moresby. »Das war ein

früher surrealistischer Film von Luis Buñuel und Salvador Dalí.« Offensichtlich hatte sie richtig geraten. Eva sah den überraschten Blick des Sergeants und zuckte die Achseln. »Ich habe Informatik studiert, aber auch ein paar Kurse in Medienwissenschaft belegt, dafür gab's Extrapunkte. Der Film ist bei Filmemachern echt berühmt. *Ein andalusischer Hund*. Dabei sollte er gar keinen Sinn ergeben, sondern nur schockieren.« Eva dachte daran zurück, wie sie den zwanzig Minuten langen Film zum ersten Mal gesehen hatte. »Und das tut er immer noch, bis heute. Ich nehme an, Sie beziehen sich auf die Nahaufnahme von dem Mädchen? Die Stelle, wo der Mann ihr mit einem Rasiermesser das Auge in der Mitte durchschneidet?«

Moresby schnaubte. »Ich habe mich auf gar nichts bezogen, aber ja, das war's wohl. Der französische Titel ging einem nicht gerade leicht von der Zunge, also hat der Täter einen anderen Namen bekommen, zumindest auf dem Revier. Wir haben nicht gewagt, ihn an die Presse zu geben.«

»Wie hieß er denn?«

»Der Augenschlitzer.«

Eva machte ein finsternes Gesicht, sagte jedoch nichts.

Als sie in den Rosengarten kamen, trabte der Constable voraus. »Wie gesagt, die von der Spurensicherung fanden das hier ein bisschen komisch«, erklärte er, »aber nicht merkwürdig genug, um es als Beweis zu dokumentieren.« Vorsichtig zog er die emporklimmenden Ranken eines Rosenbuschs auseinander, damit ihm die Dornen nicht die Haut zerkratzten.

Unter dem Busch erkannte Eva Plastik. Ein Fünf-Liter-

Mineralwasserkanister, auf dem das Logo eines Supermarktes aus der Gegend prangte, war unter den Blättern versteckt. Sie bemerkte das Unbehagen des Mannes.

»Ich fand's ja schon ein bisschen ungewöhnlich, Ma'am, weil es im Haus einen Wasserfilter gibt. Das Wasser hier ist sehr hart. Viele Leute hier haben Filter, also warum Wasser kaufen? Aber es schien nichts weiter zu bedeuten.«

Sie beschloss, ihn vom Haken zu lassen. »Tut's vielleicht auch nicht, trotzdem hätte ich es gern, dass sich die Spurensicherung das Ding mal ansieht.«

Moresby rief Wren an, die kaum zwei Minuten später erschien. »Der Behälter ist heute ausgespült worden«, verkündete sie kurz darauf. »Da unten ist noch ein bisschen Wasser drin.« Dann betrachtete sie den Rand der Öffnung eingehender und grinste. »Aber hier im Gewinde klebt noch ein bisschen dunkle Flüssigkeit. Im Moment kann ich noch nicht genau sagen, ob das Blut ist, aber es sollte gerade eben für eine Analyse reichen.« Sie blickte zu Eva, Moresby und dem Constable auf. »Nicht schlecht«, lobte sie.

Evas Miene war noch immer düster. »Und wo ist das restliche Blut? Hat er das hier draußen in einen Ablauf gekippt?«

Wren erhob sich, den nunmehr eingetüteten Kanister in der Hand. »Blut ist reich an Nährstoffen. So viele kleine Komponenten, von denen sich alle möglichen Lebewesen liebend gern ernähren würden.«

Eva drehte den Kopf zur Seite. »Fuck!«

»Stimmt.« Wren schnitt eine Grimasse. »Ich werd's überprüfen, aber ich denke, die Würmer freuen sich gewaltig.«

Wren kniete sich auf ein Bodenbrett und stocherte mit einem schmalen Messer in der Erde rund um die Rosenbüsche herum. Sie waren voller kadmiumgelber Blüten, die im grellen Septembersonnenschein zu leuchten schienen. Eva knöpfte ihren Mantel auf, behielt ihn aber an. *Dieser gottverdammte Wind*, dachte sie, während sie Wren beim Graben zusah. Kalt und trocken, wirbelte er welke Blätter und Staub auf, reizte ihre Augen und wehte alles Mögliche über den Tatort, was nach dem, was sie bisher wusste, entscheidendes Beweismaterial sein könnte. Ohne einen für sie erkennbaren Grund machte der Wind sie wütend. Der Wind und dieses übernatürliche Gefühl, das ihr schon den ganzen Morgen zu schaffen machte. Das Gefühl, dass ihr hier etwas entging.

»Wie ist der Täter in die Anlage gekommen?« Die Frage war nicht an Moresby gerichtet, doch Eva erwartete, dass er sie beantworten würde.

Das tat er auch. »Wir gehen davon aus, dass er als Paketbote getarnt war. Weißer Lieferwagen, eine unauffällige Uniform und ein Amazon-Päckchen mit Namen und Adresse des Opfers drauf. Der Wachmann am Tor hat ihn reingelassen.«

»Ist das üblich?«

»Absolut. Hier gibt's etwa vierhundert Häuser, da kann man nicht komplett dichtmachen. Die Zufahrtstore sind teilweise überhaupt erst eingebaut worden, damit die Leute aus der Gegend, die nicht hier wohnen, nicht immer die Abkürzung durch die Anlage nehmen.«

»Okay.« Eva versuchte, die Fakten im Kopf zu einer Art

Venn-Diagramm zusammenzufügen. »Hat der Wachmann am Tor das Kennzeichen notiert?«

»Ja, es war ein falsches Nummernschild. War übrigens clever, das Kennzeichen gehört zu einem Lieferwagen von einem Mann in Slough. Dieselbe Marke und dieselbe Farbe.«

»Und woher wissen Sie, dass es nicht dieser Wagen war?«

»Durch einen glücklichen Zufall. Der echte ist heute früh auf der M14 geblitzt worden.«

Eva knirschte mit den Zähnen. »Na, das ist doch mal ein Glücksfall, oder?«

»Stimmt. Aber ich lasse das auch gerade überprüfen.«

Inzwischen sollte sie es ja eigentlich wissen. Sie bedachte Moresby mit einem kurzen Lächeln und einem anerkennenden Nicken. »Und was ist hinterher passiert? Wann ist der Täter weggefahren?«

Wieder knautschte sich Moresbys Gesicht zu einem Stirnrunzeln zusammen. »Das festzustellen ist schwieriger. Die Fahrzeuge, die die Anlage verlassen, werden nicht so umfassend dokumentiert wie die, die reinfahren.« Er zuckte die Achseln. »Kommt vor.«

So was kam wirklich vor; das verstand sie. *Selbst mit besten Absichten verschleifen Systeme*. An dieses Zitat erinnerte sie sich von einer Vorlesung über Datenmanagement her. Die Diskrepanz der Aussage war in ihrem Kopf hängen geblieben. »Was wäre also normalerweise passiert, nachdem der Lieferwagen des Täters die Anlage verlassen hätte?«

»Er wäre irgendwo von einer Verkehrsüberwachungskamera gefilmt worden; eigentlich müsste man ihn anhand

der Aufzeichnungen finden. Hier in der Gegend gibt's jede Menge ANPR-Kameras, sogar auf ein paar von den größeren Tankstellen.«

Automatic Number Plate Recognition, automatische Kennzeichenerfassung; mit dieser Technik war Eva vertraut. Die Zulassungsstelle benutzte sie, um der Polizei Fahrzeuge zu melden, die ohne Zulassung oder Versicherung unterwegs waren. Etwas machte ihr dennoch zu schaffen, wirklich zu schaffen. Es war ein Gedanke, der mit aller Kraft auszubrechen versuchte, einer, der sich genauso anfühlte wie all die anderen winzigen Trigger und Gefühle, die ihr Bewusstsein piesackten, seit sie am Tatort eingetroffen war. Eine Art Kopfhautkribbeln, etwas, das sich direkt vor ihren Augen verbarg.

Als sie schließlich etwas sagte, kamen ihr die Worte nur langsam über die Lippen, als nähmen die Gedanken dahinter erst noch Gestalt an. Und so war es auch. »Der Täter war also schlau genug, dem Lieferwagen ein falsches Kennzeichen zu verpassen. Aber war er auch schlau genug, von den ANPR-Kameras zu wissen?«

Moresby schwieg.

Eine rhetorische Frage, beschloss sie, natürlich war der Täter schlau genug. »Und wenn die ihn erwischen, könnten wir den Lieferwagen dahin verfolgen, wo er ihn abgestellt hat, egal, wo.« Sie konnte sehen, dass Moresby allmählich begriff. *Lex parsimoniae*, dachte Eva. Warum kompliziert, wenn's auch einfach geht, Dummerchen.

Sie sah sich um, betrachtete Wren, die noch immer ihrer gruseligen Gartenarbeit nachging, und die Spurensiche-

rungsbeamten, die jeden Grashalm umdrehten. Nicht nötig, sie jetzt schon aufzumischen, entschied sie. Sie wandte sich wieder Moresby zu.

»Sergeant, warum machen wir beide nicht mal einen Spaziergang?«

Eva ging voraus durch die Absperrung, wo sporadische Windböen das blau-weiße Band noch immer erzittern ließen. Die Straße war still. Ein halbes Dutzend Polizeiwagen und ein paar schwarze Vans der Spurensicherung standen auf der Einfahrt zum Haus, etwas weiter dahinter sah sie ihr Auto, das sie zur Hälfte auf dem grasbewachsenen Seitenstreifen geparkt hatte.

So ziemlich überall sonst würden in einer solchen Situation Gaffer herumstehen, dachte sie, als sie auf die Straße hinaustraten. Eine Menschentraube, die sich am Absperrband drängte und den diensthabenden Constable mit Fragen nervte. Leute, die die Häse reckten und hofften, einen Blick auf eine Leiche zu erhaschen, die auf eine Bahre gehoben wurde, oder auf einen Verdächtigen, der in Handschellen aus dem Haus geführt wurde. Hier nicht. Die Straße war verlassen, nichts regte sich in den Häusern auf der anderen Seite, als verstünden die Bewohner die wahre Natur von Gewalt und waren klug genug, sich von ihr fernzuhalten.

»Sie glauben, der Lieferwagen ist noch hier.«

Es war keine Frage. Moresby sprach leise und kniff wegen des Staubes, den die Brise aufwirbelte, die Augen zusammen. Hinter dem Tor wandten sie sich nach rechts, entgegengesetzt der Richtung, aus der Eva in die Anlage gefahren war.

Sie versuchte gar nicht, es abzustreiten. »Das Einzige, was man über diesen Mord bisher mit Sicherheit sagen kann, ist, dass er geplant war. Nichts daran war spontan, nicht einmal der Mineralwasserbehälter, in den der Täter das Blut des Opfers abgelassen hat. Ich würde eine kleine Summe darauf wetten, dass er sogar den mitgebracht hat, weil er wusste, dass die Leute in den Häusern hier Wasserfilter haben und er vor Ort wahrscheinlich kein passendes Behältnis findet. Also hat er selbst dieses Detail geplant.«

»Dem widerspreche ich nicht. Und ich wette auch nicht gegen Sie.«

»Er weiß von den ANPR-Kameras. Ich meine, das muss er wissen, auf der Tankstelle an der Anschlussstelle der A3 sind an jeder Zapfsäule Schilder, die darauf hinweisen.«

»Sie gehen davon aus, dass es ein Er ist.«

Das ließ sie kurz stutzen. »Ich würde sagen, die Wahrscheinlichkeit liegt bei über achtzig Prozent. Hat der Typ am Tor bestätigt, dass der Fahrer ein Mann war?«

»Ich glaube, nicht. Er hat gesagt, die Person am Steuer hätte das Fenster geöffnet und das Päckchen rausgehalten; ihr Gesicht hat er nicht gesehen. Oh.« Moresby blieb stehen, als wäre ihm gerade etwas eingefallen. »Er hat gesagt, der Fahrer hätte Handschuhe getragen. Wie man sie fürs Autofahren anzieht oder vielleicht fürs Fahrradfahren.«

Eva überlegte kurz. »Aber um den Mord zu begehen, wird er sie ausgezogen haben. Ich wette, dafür hat er OP-Handschuhe benutzt.« Ein paar Hundert Meter vom Haus entfernt gabelte sich die Straße, und sie blieben stehen.

»Schauen Sie sich die Abfolge der Ereignisse vor dem

Mord an. Das Päckchen war vorbereitet, damit ist klar, dass das Opfer nicht spontan ausgesucht worden ist. Die Haushälterin war nicht da, er wusste also, wann er aufkreuzen musste. Der Lieferwagen war präpariert, er hatte eine Uniform an, und er wusste, wo er hinmusste. Wenn Wren recht hat, hat er die Frau mit einer Art Taser außer Gefecht gesetzt und sie sediert. Dann hat er sie ausgezogen und mit Kabelbindern, die er dabeigehabt haben muss, an einen Stuhl gefesselt. Anschließend hat er ihr eine Kanüle mit einem Katheter in die Halsschlagader gestochen und ihr Blut in einen Behälter laufen lassen, den er ebenfalls mitgebracht hatte. Er hat ihr die Augenlider abgetrennt und ihre Augäpfel entfernt, wahrscheinlich mit chirurgischen Instrumenten, und auch die muss er schon bei sich gehabt haben, denn ich bezweifle, dass im Haus Skalpelle herumlagen. Das ist ein Riesenaufwand, um da reinzukommen und das Verbrechen zu begehen. Wird er den Weg aus der Anlage weniger gut vorbereitet haben?»

Die Frage bedurfte keiner Antwort. »Und was machen wir jetzt?«

Eva deutete auf die Straße. »Welche Richtung nehmen Sie?«

Moresby nahm die linke Abzweigung, Eva hatte sich für die rechte entschieden. Das war kein Zufall; Eva hegte noch einen weiteren Verdacht, von dem sie dem hünenhaften Sergeant noch nichts zu sagen wagte. Für alle Fälle hielt sie ihr Funkgerät in der rechten Hand, mit dem Daumen auf dem Rufknopf.

Sie wusste, dass es kein Aberglaube war und auch kein

hypothetischer sechster Sinn. Mustererkennung, rief Eva sich ins Gedächtnis, ist die stärkste kognitive Fähigkeit des Menschen. Unser Gehirn hat gelernt, Muster und Strukturen wahrzunehmen, um Raubtiere im Unterholz und Beute in der Savanne zu entdecken. Eine reflexive Fähigkeit ohne übergeordnete Funktionen. Wenn wir aus dem Augenwinkel sehen, dass etwas nach uns geworfen wird, wissen wir instinktiv, ob wir uns ducken oder es auffangen sollen. Durch diese Fähigkeit erkennen wir im Chaos einen Sinn, anscheinend ohne jemals zu wissen, wie genau dieser Prozess beschaffen war.

Die Straße bog sich allmählich nach rechts und stieg sacht an. Der St Jude's Hill war kein besonders hoher Hügel, in Surrey gab es nur sanfte Geländewellen. Als Eva die Karte auf ihrem Handy betrachtete, stellte sie fest, dass die Straße wieder zur hinteren Seite des Grundstücks führte, auf dem Irina Stepanow gewohnt hatte. Tausend Fragen meldeten sich in ihrem Kopf. Sie bemühte sich, sie bis auf eine zu ignorieren. Nur diese eine musste sofort beantwortet werden. *War er noch hier?*

Im Kopf zeichnete Eva weitere Venn-Diagramme, ließ Kreise aus Orten und Sachverhalten einander überlappen und dachte daran, wie gründlich der Mord geplant worden war. Nichts war dem Zufall überlassen worden. Warum es also riskieren, die Anlage fluchtartig zu verlassen und dabei gesehen oder sogar gefasst zu werden, wenn man sich doch auf einem viertausend Quadratkilometer großen Gelände ein Versteck suchen konnte und nur abwarten musste, bis die Leute von der Spurensicherung ihren Job gemacht

hatten? *Wenn man dreist genug ist*, dachte Eva, *wäre das das Klügste.*

Scheiße, konnte sie das tatsächlich in Betracht ziehen? Der Mord war so kaltblütig begangen worden, so klinisch präzise, dass sie feststellte, sie konnte es. Noch wagte sie nicht, Moresby davon zu erzählen, denn das würde offenbaren, wie berechnend ihre eigenen Gedankengänge waren, und dafür kannte sie ihn noch nicht annähernd gut genug.

Hundert Meter weiter blieb sie auf der Straße stehen und lauschte. Vogelgezwitscher, das ferne Dröhnen des Verkehrs auf der A3, sonst nichts. *Überhaupt nichts*, dachte Eva und machte noch ein paar Schritte. Die Häuser waren schweigende Blasen in diesem Netz aus schmalen Straßen, die von dichten Hecken und hohen alten Bäumen gesäumt wurden. Und jedes behielt seine Geheimnisse für sich. Als sie sich umdrehte, sah sie das Dach der Villa der Stepans; über Rhododendronsträuchern waren rote Dachziegel und Satellitenschüsseln gerade eben noch auszumachen. Eva wollte sich schon abwenden, als ihr noch etwas anderes auffiel. Mit einem Gefühl des Triumphs ging sie darauf zu, weil sie wusste, was sie finden würde. Einen weißen Lieferwagen, hinter Büschen versteckt.

Sie drückte auf den Knopf ihres Funkgeräts. »Moresby«, sagte sie, als sie hörte, dass sie Empfang hatte. »Ich glaube, ich hab ihn. Ungefähr zweihundert Meter die Straße runter.«

»Bin unterwegs.«

Eva stellte sich vor, wie er kehrtmachte und losrannte.

Sie sah sich um. Sonst war nichts Ungewöhnliches zu

sehen, kein Lebenszeichen, keine Bewegung. Sie schlich um die Büsche herum bis zu der Stelle, wo der Lieferwagen geparkt war. Auf dem Randstreifen und von der Straße aus gerade eben nicht zu sehen, von dichtem Laub und dem Schatten einer Konifere verborgen. Es musste der Wagen des Täters sein. Dieselbe Farbe und dieselbe Marke. Eva spähte durchs Heckfenster, doch die Scheiben waren dunkel getönt. Sie konnte nichts sehen. Um den Wagen herum ging sie nach vorn.

Das Fenster auf der Fahrerseite war offen. Vorsichtig beugte sie sich hinein. Im Zündschloss steckte noch ein Schlüssel. Ein Geruch. Vielleicht eher ein Gestank wie im Krankenhaus. Irgendein Putzmittel. Der Lieferwagen war gereinigt worden. Auf dem Beifahrersitz ein braunes Päckchen mit dem Amazon-Logo darauf. Sonst nichts. Sie zog den Kopf aus dem Wagen.

Fast wäre sie draufgegangen.

Sie brauchte den Bruchteil einer Sekunde, um das zu verarbeiten, was sie vor sich sah. Das Gesicht ver mummt, eine dünne schwarze Sturmhaube unter der Kapuze einer schwarzen Regenjacke. Die Augen versteckt. Hinter einer Art Rennradbrille, rund und insektenartig, dunkelrot und mit reflektierenden Gläsern, in denen Eva ihr eigenes Spiegelbild erblickte. Eine schwarze Hose. Aus leichtem Stoff, aber mit aufgesetzten Taschen wie bei Armeeklamotten. Schwarze Sportschuhe, knöchelhoch. Schwarze Handschuhe, dünn, aber mit Polstern über den Knöcheln. Er war mindestens eins achtzig groß, schlank, aber kräftig gebaut, und er kam auf sie zu und hielt etwas in der Hand.

Eva schrie auf. Vielleicht quietschte sie auch nur, der Laut blieb ihr in der Kehle stecken. Reflexartig riss sie den Arm und dabei mit der Hand den Stoff ihres Mantels nach vorn, doch sie spürte es trotzdem. Ein jähes Knistern. Eine gezackte weiße Flamme tanzte zwischen Kupferelektroden, die aus einem schwarzen Plastikgehäuse hervorragten. Wren hatte recht gehabt, dachte sie in dem Moment, als die Stromladung über den Mantelstoff raste, ihre Haut traf, ihre Kopfhaut kribbeln ließ und sämtliche Haare auf Kopf und Körper anhub. Der Drecksack hatte einen Taser.

Eva taumelte zurück. Er zögerte den Bruchteil einer Sekunde lang. Sie konnte sich denken, wieso. Er überlegte, ob er sie unschädlich gemacht hatte. Gleich würde er merken, dass ihr Mantel den direkten Körperkontakt verhindert hatte, und noch einmal auf sie losgehen. Wenn sie sich umdrehte und davonrannte, würde er ihr den Taser vermutlich zwischen die Schulterblätter rammen. Sie tat das einzig Sinnvolle, was ihr einfiel. Sie trat zu.

Sie zielte auf seine Kniescheibe, obgleich sie wusste, dass sie kaum eine Chance hatte, wirklichen Schaden anzurichten. Sie traf sein Bein dicht über dem Knie, gerade heftig genug, um ihm wehzutun. Sie hörte ihn knurren. Ganz kurz griff er nach der schmerzenden Stelle. Eva knallte ihm die Handwurzel gegen die Schläfe, so fest sie konnte.

Gedämpftes Brüllen. Ein Schrei lodernder Wut. »Du Scheißschlampe! Ich bring dich um, *verdammte Scheiße!*« Und das würde er auch tun. Das wusste sie. Sie wollte sich wegrehen, doch er stieß mit dem Taser nach ihr. Diesmal traf er ihre Hand.

Schmerz explodierte in ihrem Arm. Sie wusste nicht, ob sie schrie. Unerträglich, als hätte er mit einem Hammer auf sie eingedroschen. Der Elektroschock fuhr ihr bis in die Schulter; ihr Arm zuckte und krampfte, als gehörte er nicht zu ihr, als wäre er besessen. Sie konnte sich nicht bewegen. Wieder stürzte er sich auf sie.

Hinter ihr ein Röhren. Ein jähes Aufbrüllen, krude und animalisch. Moresby, den ausziehbaren Schlagstock gezückt; er schwang ihn wie ein Breitschwert. Die Gestalt vor ihr zischte. Sie konnte sich nicht bewegen, konnte nicht ausweichen. Er nahm den Taser in die linke Hand, griff mit der rechten zu und knallte ihren Kopf gegen die Seite des Lieferwagens.

Grelle Lichter in ihrem Kopf, gleißend hell. Die nächsten paar Sekunden existierten nicht. Dann hörte sie Moresby brüllen und fluchen und einen erstickten Schrei. Eva wandte sich um. Fühlte Blut aus ihrem aufgeplatzten Ohr am Hals herabrieseln. Sah Moresby drei Meter entfernt am Boden liegen. Sah die schwarz gekleidete Gestalt über ihm knien und ihm den Taser gegen den Hals drücken. Moresby zuckte und krampfte wie ein Frosch, der bei lebendigem Leib gebraten wird. Der Kerl brachte ihn um.

Eva konnte nichts anderes tun. Sie rannte auf ihn zu. Schrie. Kein hohes Kreischen; ein Urschrei ganz tief aus dem Bauch heraus, von irgendeiner Stelle in ihr, von der sie nichts gewusst hatte. Während ihr linker Arm nutzlos herabhing, trat sie mit allem zu, was sie aufbieten konnte. Genau in seine Rippen.

Sogar ihr Fuß schmerzte dabei. Er bog den Rücken

durch, ließ beinahe den Taser fallen. Eva schrie abermals. Trat ihm gegen den Kopf. Diesmal nicht ganz so effektiv, aber heftig genug, dass er von Moresby herunterrollte. Sie schickte sich an, ein drittes Mal zuzutreten, aber er war schon auf den Beinen. Der Taser knisterte in seiner Hand, doch dann ging er aus. *Keine Ladung mehr*, dachte Eva. Und dann schlug er ihr die Faust ins Gesicht.

Sie erwartete noch mehr, doch es kam nichts. Als sie sich auf die Seite drehte, erhaschte sie einen flüchtigen Blick auf ihn; er raste auf einem schwarzen Mountainbike die Straße hinunter. Moresby rührte sich nicht.

Sie kroch zu ihrem Funkgerät hinüber, das im Gras lag, drückte auf den Panikknopf und schrie hinein: »Officer verletzt! Verdächtiger flieht auf Mountainbike, Officer verletzt!« Einen Moment lang war es still. »*Scheiße!*«, brüllte Eva in das Funkgerät, während sie Moresby anstarrte, der auf dem Rücken lag. »Ich brauche einen *Scheißrettungswagen! Sofort!*«

Sie kniete sich über ihn und rammte mit dem rechten Arm abwärts. Allmählich kehrte das Gefühl in den linken zurück, doch für Herzdruckmassage war er noch nicht zu gebrauchen. War das überhaupt nötig? Sie wusste es nicht. Trotzdem bearbeitete sie Moresbys Brustbein. Blut tropfte aus ihrem Ohr auf sein Gesicht. An seinem Hals sah sie die dunkelvioletten Spuren des Tasers, wo das Gerät Tausende von Volt in seinen Körper geschickt und ihm die Haut versengt hatte. Sie horchte auf Atemgeräusche, konnte jedoch keine hören. Vielleicht war es ja gar nicht sein Herz. Vielleicht hatte sich seine Speiseröhre durch den Elektroschock

verkrampft und die Luftröhre abgedrückt. Sie wusste nicht, was sie tun sollte. In der Ferne konnte sie die Sirenen hören. Aber vielleicht würden sie nicht rechtzeitig hier sein, und sie wusste nicht, was sie tun sollte.

Und dann wusste sie es doch. Mit ihrem schlaffen linken Arm drückte sie Moresby den Unterkiefer hinunter und schob ihm zwei Finger der rechten Hand tief in den Rachen. Was sie fühlte, erschreckte sie zu Tode. *Großer Gott*, dachte sie, *er hat seine Zunge verschluckt*.

Evas Nägel schrammten über Moresbys Rachenschleimhaut, als sie versuchte, das schlaffe Organ wieder in seinen Mund zurückzuholen. Es ging nicht. *Scheiße*, es ging einfach nicht! Sie stieß ihm vier Finger in den Mund, kratzte und wühlte in seinem Rachen. Massierte seinen Hals. *Er ist tot*, dachte sie. *Er muss tot sein*. Dann übergab Moresby sich.

Ein Schwall säuerlich riechender Flüssigkeit ergoss sich über ihre Hand und ihren Arm. Er bäumte sich auf, bog den Rücken durch; dann rollte er sich herum und warf sie ab. Sie schlug hart auf, dunkler Asphalt, während Moresby auf der Seite lag und sich die Seele aus dem Leib kotzte. Fast eine Minute lang. Danach konnte er sprechen. Eva lag auf dem Rücken und starrte das Astgewirr über ihr an.

Das Erste, was Moresby fragte, war: »Sind Sie okay?«
Das Zweite war: »Haben wir ihn?«

3. Kapitel

Fast drei Stunden später kam Eva endlich auf dem Polizeirevier von Kingston an. Sie stellte ihren Wagen auf dem Parkplatz hinter dem Gebäude ab – einem Backsteinbau, kaum einen Steinwurf weit von der Themse entfernt – und ging zum Empfang.

Ihr Ohr pochte schmerzhaft. Als die Rettungshelfer eingetroffen waren, hatten sie sich sofort um Moresby gekümmert, doch da hatte der Sergeant bereits aufrecht dageesen. Sie hatten sein Herz abgehört; mehr Sorgen jedoch machten ihnen die Verbrennungen an seinem Hals. Als Eva ihnen berichtete, was sie getan hatte, wechselten die beiden – ein Mann und eine Frau – einen kurzen Blick. »Erbrechen auslösen, um die Zunge aus den Atemwegen zu kriegen«, bemerkte die Frau. »Echt originell.«

Sie bestanden darauf, dass Moresby zur weiteren Beobachtung ins Krankenhaus kam, obgleich er ihnen mit vorhersagbarer Unvermeidlichkeit versicherte, dass ihm nichts fehle. Als sie mit ihm fertig waren, flickten sie Evas Ohr zusammen. Fast schon neidisch sah sie zu, wie der Rettungswagen davonfuhr. Moresby mochte fast umgekommen sein, doch irgendjemand würde den Tatort übernehmen und die Suche nach dem Mörder organisieren müssen, der inzwischen kilometerweit weg sein würde. Doch wie sich herausstellte, brauchte sie nicht viel zu tun. Moresbys

Leute waren an diesem Vormittag ungemein nachsichtig mit ihr.

Später wollte sie in ihre Wohnung zurückfahren, um zu duschen und sich umzuziehen, doch ab dem frühen Nachmittag schickte Sutton ihr eine SMS nach der anderen. Da sie am Tatort nichts mehr hatte tun können, hatte sie widerwillig ihr Auto gesucht und eine Adresse in das Navi geknurr. Sie stank; sie stank und hatte Schmerzen. Und der Drecksack war ihnen entwischt.

Detective Chief Inspector Corrine Sutton machte keinen glücklichen Eindruck. Ein Constable führte Eva in das Büro im dritten Stock, wo Sutton saß, ein Bein auf den Schreibtisch gelegt. Beinahe hätte Eva eine Braue hochgezogen, doch dann sah sie, dass der Fuß eingegipst war. Sie versuchte, ihn nicht anzustarren. »Guten Tag, Ma'am«, sagte sie, bemüht, wenigstens den Anschein von Professionalität zu wahren.

Sutton legte den Kopf zurück und lachte. Es war ein freudloses Lachen. »Wie zum Teufel kommen Sie darauf, dass dies ein guter Tag ist?« Eva wusste nicht, was sie antworten sollte, doch Sutton deutete auf den Stuhl vor dem Schreibtisch. »Ich werde nicht aufstehen, und Sie sehen aus, als müssten Sie sich hinsetzen.« Als es den Anschein hatte, dass sie sich nicht klar genug ausgedrückt hatte, tat sie genau das. »Setzen Sie sich, DI Harris.«

Beeindruckend war das Büro nicht gerade, doch damit hatte Eva auch nicht gerechnet. Wenigstens hatte man von hier aus so etwas wie eine Aussicht. Hinter den alten Reihenhäusern, deren Erdgeschosse zumeist Läden oder Res-

taurants beherbergten, konnte sie gerade noch das blaugraue Band der Themse im Nachmittagssonnenschein glitzern sehen und die grünen Bäume in den königlichen Parks auf der Hampton-Court-Seite des Flusses. Hier im Büro fielen Eva eine Handvoll Fotos auf. Sie zeigten Sutton mit irgendwelchen Vorgesetzten, während sie irgendwelche Auszeichnungen entgegennahm. Der Standort der Bilder erschien Eva recht verräterisch: ganz hinten im Büro auf einem grauen Metall-Aktenschrank. Als hätte Sutton sie dort hingestellt, weil es nun einmal sein musste, nicht weil sie ihr etwas bedeuteten. Zwischen ihnen stand noch ein anderes Bild, ein Familienfoto. Das Sonnenlicht hatte es verbllassen lassen.

Verlegen nahm Eva Platz; ihr war bewusst, dass sie stank und dass ihre Bluse Blutflecken hatte. Sutton ignorierte ihr Unbehagen und deutete beiläufig auf ihren Fuß in dem neongelben Gipsverband. »Ich dachte, heute werde ich das Ding ganz los. Aber ich sollte wohl nicht meckern, am Morgen war ich noch bis übers Knie eingegipst.«

Und plötzlich war der Rest des Tages bis zu einem gewissen Grad verständlich. »Das wusste ich nicht, Ma'am«, beteuerte Eva. »Hatten Sie einen Unfall?«

Sutton machte ein finsternes Gesicht. »Insofern, als jemand es nicht geschafft hat, mich umzubringen. Anfahren mit Fahrerflucht bei einem Einsatz vor acht Wochen. Der Typ hat sein Auto dabei gegen einen Baum geknallt und seine Visage gleich mit, also sind wir irgendwie quitt.« Ihre Miene blieb düster. »Und Sie, DI Harris? Wie war Ihr Tag bisher wirklich?«

Besonders groß war Sutton nicht, entschied Eva, als sie sie über den Schreibtisch hinweg anstarrte. Vielleicht eins fünfundsechzig, Anfang bis Mitte vierzig, langes dunkles Haar mit einem strengen Pony. Ihr Teint verriet dunkelhäutige Vorfahren in ferner grauer Vergangenheit. Harte Augen, stellte Eva fest. *Memo an mich selbst*, dachte sie, während sie im Geist ihre Antwort formulierte, *leg dich nicht mit dieser Frau an*.

»Ich hab schon bessere erlebt, Ma'am«, gab sie schließlich zu. »Moresby wird wieder, das ist wohl die Hauptsache. Leider ist der Verdächtige auf einem Mountainbike entkommen.«

»Nach allem, was ich gehört habe, ist mir nicht klar, was Sie dagegen hätten tun können«, meinte Sutton. »Wenigstens haben Sie ihn gesehen.« Sie hielt ganz kurz inne. »Und Moresby ist definitiv okay?«

Eva sah sich auf sichererem Terrain. »Ja, Ma'am, erfreulicherweise. Ich kenne ihn gerade mal fünf Minuten, aber ich habe den Eindruck, dass er ein toller Officer ist.«

Sutton brachte ein halbes Lächeln zustande. »Sie haben ja keine Ahnung«, erklärte sie Eva. »Männer wie Will Moresby gibt's nicht oft.« Dann verfinsterte sich ihr Gesicht wieder. »Ich bin mir nicht ganz sicher, was ich von Ihnen halten soll, DI Harris.«

Jetzt kommt's, dachte Eva. Das, worauf sie den ganzen Vormittag lang gefasst gewesen war. »Mir wurde gesagt, ich soll damit rechnen, dass es ein paar Probleme geben könnte, Ma'am.«

»Ach ja? Von wem? Vergessen Sie's«, blaffte Sutton. »Ich

will's gar nicht wissen. Dann haben Sie ja sicher mit der schwierigen Frage *gerechnet*, die sich mir stellt, DI Harris. Einerseits kriege ich einen frischgebackenen DI mit vergleichsweise wenig praktischer Berufserfahrung in meine Dienststelle gesetzt, ohne dass auch nur meine Meinung dazu gehört wird. Andererseits hat besagter DI ein paar verdammt beeindruckende Qualifikationen vorzuweisen, zumindest auf dem Papier.« Sutton lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. Jäh zeigte sich kaum verhohlene Wut in ihrem Gesicht. Eva brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass die nicht gegen sie gerichtet war. »Und als hypothetische dritte Komponente«, fuhr sie fort, »sind wir wahn-sinnig unterbesetzt, vor allem, was strafrechtliche Ermittlungen angeht. So geht's jeder Dienststelle in London und den angrenzenden Grafschaften. Zehn Jahre lang waren wir nichts als ein politischer Fußball, und jetzt fliegen uns die Folgen von Einsparungen und irgendwelchen Hintergedanken des Innenministeriums um die Ohren. Wir sind *am Arsch*, DI Harris. Wir haben nicht den Hauch einer Chance, unsere angestrebte Aufklärungsquote zu erreichen, geschweige denn für die Sicherheit der Bürger dieses geistig umnachteten Landes zu sorgen. Also bin ich einerseits extrem unglücklich darüber, einen unerfahrenen DI auf den Schreibtisch geklatscht zu kriegen, andererseits brauche ich alle Hilfe, die ich kriegen kann.« Eva wusste nicht, was sie antworten sollte, also saß sie schweigend da und wartete darauf, dass Sutton fortfuhr.

»Sie kommen eigentlich aus dem Bereich Cyberkriminalität?«

»Ursprünglich war ich bei der MPCCU, Ma'am«, sagte Eva. Bei der Metropolitan Cyber Crime Unit, der Abteilung für Internetkriminalität der Londoner Polizei. »Ich habe Informatik studiert. Eigentlich bin ich als Analystin bei der MPCCU eingestiegen, habe aber Gelegenheit bekommen, ein breiteres Spektrum abzudecken. Anschließend bin ich nach Southampton zurückgegangen und habe als DS gearbeitet. Ich habe die übliche Ausbildung absolviert und vor fast drei Monaten meine Prüfung gemacht.«

»Vor drei Monaten«, bemerkte Sutton gedehnt. »Echt jetzt?«

»Ich habe durchaus praktische Erfahrung, Ma'am, aber ich gebe zu, befördert worden bin ich zu einem großen Teil wegen technischer Kenntnisse. Internetkriminalität gehört immer häufiger zur Polizeiarbeit, und ...«

Sutton hob die Hand. »Das weiß ich alles. Ich sage ja gar nichts dagegen, Harris, und auch nichts gegen Sie. Ich will nur genau wissen, was man mir hier ins Revier gesetzt hat. Wieso ist da zum Beispiel eine Lücke in Ihrem dienstlichen Werdegang?«

Eva spürte, wie sie rot anlief. »Eine Verletzung, Ma'am, bei einer Observierung. Ich war eine ganze Weile krankgeschrieben.« Sutton sah aus wie eine Kobra, kurz bevor sie zustieß, dachte Eva.

»Das weiß ich auch«, antwortete sie fast im Flüsterton. »Und ich kann es nachvollziehen. War's so schlimm, wie es sich anhört?«

Eva biss die Zähne zusammen. »Ich bin noch da, Ma'am.«

Sogar Sutton konnte sehen, wo die rote Linie gezogen wurde, und war klug genug, sie nicht zu überschreiten. Beide saßen in verlegenem Schweigen da, und Eva hatte nicht das Bedürfnis, es zu brechen. Sie hüllte sich in das Schweigen wie in einen Mantel. Sutton stellte diesen Mantel ein paarmal auf die Probe, fand ihn jedoch undurchdringlich und ging schließlich zum nächsten Thema über.

»Hier läuft also ein Mörder frei herum«, stellte sie fest. »Einer, der uns vielleicht nicht unbekannt ist.«

»Das hat Moresby auch gesagt, Ma'am. Drei Morde vor ungefähr vier Jahren?«

»Und keine Festnahme. Ich war damals noch nicht in Kingston, aber Moresby war schon hier. Da war irgendwas mit einem französischen Hund oder so.«

»*Un Chien Andalou*«, sagte Eva und erläuterte dann den Bezug zu dem surrealistischen Film.

»Hört sich an, als wäre unser Täter wieder da«, bemerkte Sutton.

»Vielleicht.« Sie versuchte nicht, ihre Skepsis zu verbergen. Sutton merkte es, schien dies aber fürs Erste ignorieren zu wollen. »Ich brauche jemanden, der den Fall leitet, während ich mich daran gewöhne, mein halbes Bein wiederzuhaben«, erklärte sie Eva. »Und das sind im Moment wohl oder übel Sie. Mit etwas Hilfe von einem kleinen, aber perfekt zusammengestellten Team«, fügte sie hinzu. Sie erhob sich mit nicht unerheblicher Mühe und stand schwankend neben ihrem Schreibtisch. »Dann gehen wir doch mal und machen Sie mit dem Team bekannt«, japste sie, als sie ihr Gleichgewicht gefunden hatte.

Eva öffnete ihr die Tür, und sie humpelte darauf zu.

»Harris.« Sutton stützte sich kurz am Türrahmen ab. »Geben Sie ihnen um Himmels willen einen Grund, Sie zu respektieren.«

Eva spürte, wie sich der Knoten in ihrem Bauch noch fester zusammenzog, während Sutton zur Einsatzzentrale voraushinkte. Dabei fielen ihr die vielen leeren Büros auf. Sie wusste, dass die Etatkürzungen die Dienststellen außerhalb von London Personal gekostet hatten, das hatte sie schon in Southampton gesehen. Kingston hatte es anscheinend besonders schlimm erwischt.

»Es war gut, dass Sie heute Morgen einspringen konnten«, meinte Sutton. »Das Team hat einen Fall abgeschlossen, der uns wochenlang wahnsinnig gemacht hat. Finanzielles Fehlverhalten. Die von der Staatsanwaltschaft sind totale Arschlöcher, wenn's ans Eingemachte geht. Früher hat man nur eine Erfolgchance von sechzig Prozent gebraucht, um Anklage zu erheben. Jetzt müssen wir einen von diesen Robenfuzzis überzeugen, dass die Chancen höher als achtzig Prozent sind, um auf den Knopf drücken zu können.«

Eva runzelte die Stirn. »Sollte das nicht eigentlich etwas für eine Spezialeinheit sein?«

»Sollte es«, nickte Sutton, »ist es aber nicht. Die Mittel sind nicht unbegrenzt; so sagt man uns jedenfalls.« Sie schaute kurz über die Schulter zurück. »War das in Southampton nicht so?«

Eine Fangfrage, entschied Eva. »Wir hatten eine andere Problemlage, Ma'am. Wegen des Hafens hatten wir viel mit Drogenhandel und damit zusammenhängenden Aktivitä-

